

Johann Peter Hebel und Basel – eine vielschichtige Beziehung

Festvortrag am „Schatzkästlein“ des Hebelbundes Lörrach am 4. Mai 2014

von Beatrice Mall-Grob

I. Topographisches Gedächtnis

„Vor einigen Tagen lernte ich den H. Graveur Hueber von Basel hier kennen. So einer kommt mir recht. Er mußte durch alle Gassen und Gäßlein von Basel mit mir schlupfen. Am Ende gestand er mir, daß ich Basel besser kenne als er.“¹

So schreibt Johann Peter Hebel am 16. Mai 1812 an Gustave Fecht und bezeugt damit eine Erinnerung von geradezu topographischer Qualität. Woher kommt ihre Lebendigkeit und Plastizität? Immerhin lebte Hebel zu diesem Zeitpunkt fast 21 Jahre in Karlsruhe, die Jahre seiner Jugend am Karlsruher Gymnasium nicht eingerechnet. Seine Ausflüge in die alte Heimat und damit auch nach Basel waren seit seiner Berufung im November 1791 ausgesprochen selten.

Ein Wort der zitierten Briefstelle lässt, denke ich, jene Zeit aufblitzen, der sich die lebendige Erinnerung an Basel verdankt, „schlupfen“: „Er mußte durch alle Gassen und Gäßlein mit mir schlupfen.“ So gewandt und wendig bewegt sich ein Zweiundfünfzigjähriger nur noch in seiner Erinnerung. Es ist die Bewegungsweise eines flinken Kindes, die hier aufgerufen wird, und es ist zweifellos die Zeit seiner Kindheit, der Johann Peter Hebel so lebendige und unvergessliche Bilder der Stadt Basel verdankt.

II. Hebels „Erinnerung an Basel“

„Erinnerung an Basel“ – Sie alle kennen das Gedicht, das mit den Worten „Z’Basel an mim Rhi, jo dört möchti si!“ einsetzt.² Dass es sich dabei um einen Wunsch handelt, bestenfalls

¹ Johann Peter Hebel: Briefe. Gesamtausgabe in zwei Bänden. Hrsg. v. Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1957 (zit. Briefe), Briefe II, S. 535.

² Johann Peter Hebel: Erinnerung an Basel. In: Johann Peter Hebel: Gesammelte Werke. Hrsg. v. Rolf Max Kully, in Zusammenarbeit mit Heinz Rupp. Gütersloh: Sigbert Mohn Verlag 1966, S. 490f.

ein „Heimwehbasler“ aus der Ferne diese Verse gedichtet hat, ist in Basel ebenso aus dem allgemeinen Bewusstsein verschwunden wie der hochdeutsche Titel des Gedichtes. So unmittelbar und gegenwärtig empfindet man diesen Text, der in der Vertonung von Hans Abt aus dem Jahr 1884 zur viel gesungenen Stadthymne wurde.

Dabei macht das lyrische Ich in diesem Gedicht dasselbe wie Johann Peter Hebel mit dem Graveur Hueber. Es schreitet Orte ab, die nur vor seinem inneren Auge auferstehen. Dieser Gang durch eine innere Bildergalerie rührt an tiefere Schichten und lässt Kindliches im Erwachsenen aufleben. Das geschieht nicht auf einen Schlag, sondern Schritt für Schritt.

Intensiv Erlebtes taucht auf, wird gegenwärtig und durch die Erwachsenenperspektive gleich wieder in Distanz gerückt. Bis zur spaßhaften Feststellung, dass der Buchhändler Scholer mit seiner Bude vom Kleinbasler Rheinufer verschwunden ist, ist es offensichtlich der Erwachsene, der zurückblickt.³ Die Distanz zwischen dem sich Erinnernden und der Vergangenheit ist deutlich spürbar.

Relativ unvermittelt bekommt das Gedicht in der nächsten Strophe eine andere Qualität, ganz ähnlich, wie das im Briefzitat durch das Wort „schlupfen“ geschieht. Als ginge ein Vorhang auf, befinden wir uns auf einen Schlag in einer ganz anderen Szenerie und Stimmung. Es ist die Bewegungsfreudigkeit eines Kindes, in die sich das lyrische Ich relativ unvermittelt versetzt. Die Perspektive des Erwachsenen-Ichs geht für einen Moment in jene des Kinder-Ichs über. Was in den vorherigen Strophen ein bedächtiges Abschreiten und Reflektieren von Stationen der Erinnerung war, wird nun lebendig und dynamisch und steigert sich in einen Bewegungstaumel hinein. Man sieht förmlich einen wendigen Knaben flink wie ein Wiesel auf den Petersplatz springen und sich raumausgreifend bewegen, alle Sinne weit geöffnet:

³ „[...]’s Scholers Nase, wie weh! Git der Bruck kei Schatte meh.“ – Mit diesem Vers spielt Hebel auf jenen stadtbekanntesten Buchhändler mit der übergroßen Nase an, dessen Bude auf der andern Seite, am Kleinbasler Rheinufer stand und mit dem der junge Lörracher Vikar Hebel im Kreis seiner Proteuser-Freunde seine Scherze getrieben hat. Vgl. dazu Fritz Liebrich: *Johann Peter Hebel und Basel*. Basel 1926, S. 29f. Das bei Helbing & Lichtenhahn erschienene und so lesenswerte wie informative Büchlein des Basler Dichters Fritz Liebrich ist immer noch die beste Quelle zu unserem Thema. Liebrich hat seinerseits auf Alemannisch gedichtet und einen unverwechselbaren eigenen Ton gefunden.

*Wie ne freie Spatz
 uffem Petersplatz
 fliegi um, und 's wird mir wohl,
 wie im Buebekamisol,
 uffem Petersplatz.*

*Uf der grüne Schanz
 in der Sunne Glanz,
 woni Sinn und Auge ha,
 lachts mi nit so lieblich a
 bis go Sante Hans.*

*'s Seilers Rädli spingt;
 los, der Vogel singt.
 Sommervögeli jung und froh
 ziehn de blaue Blueme no,
 alles singt und springt.*

Dann geht der Vorhang wieder zu. Mit der letzten Strophe und dem Gruß an die schöne Basler Frau schafft der Dichter von Neuem Distanz.

Mit diesen drei Strophen hat uns Johann Peter Hebel einen Blick in sein Inneres geschenkt. In dieser Beziehung ist das Gedicht völlig atypisch, da Hebel in erster Linie Rollengedichte geschrieben hat. In keinem anderen Gedicht spricht ein Ich so ungehemmt offen und unvermittelt von seinem Erleben und Empfinden, ein Empfinden, das man in den drei zitierten Strophen als die Glückseligkeit eines Kindes bezeichnen könnte, das ganz bei sich und frei von Zwängen ist.

„Wie ne freie Spatz“ – der Spatz taucht in Hebels Werk wiederholt im Zusammenhang mit Freiheit und Ungebundenheit auf. Er steht für Vagabundisches, womit er offensichtlich

sympathisierte.⁴ Aber –, kann es denn überhaupt sein, dass Hebel mit jenen Aufenthalten, die er als Kind in Basel verbracht hat, auch ein Gefühl der Freiheit verbunden hat? Sie erinnern sich, Hebels Eltern waren Dienstleute bei der Patrizierfamilie Iselin-Ryhiner. Nach ihrer Hochzeit 1759 verbrachten sie den Sommer als Bedienstete in Basel und den Winter in Hausen, wo die Mutter einen Hausanteil besaß und der Vater als Leinenweber ein Auskommen suchte. Am 10. Mai 1760 wurde Hebel in Basel als erstes Kind des Paares in der St. Johans Vorstadt, im heutigen Totentanz 2, geboren. Schon ein Jahr später raffte eine Typhusepidemie den Vater und die nur wenige Wochen alte Schwester Susanna hinweg. Die Mutter war nun mit ihrem Sohn allein und führte mit ihm das Leben als Grenzgängerin zwischen Stadt und Land fort.

Wenn wir uns den Knaben Johann Peter vorstellen, wie er mit der Mutter für das Sommerhalbjahr das Dorf verlässt und mit Sack und Pack in die große Stadt zieht, um für ein paar Monate dort zu leben und zur Schule zu gehen, können schon Vagabundengefühle aufkommen. Apropos Freiheit: Ich denke, auch die soziale Kontrolle dürfte für die beiden im Dorf weitaus größer gewesen sein als in der Stadt. Führte in Hausen nicht Pfarrer Karl Friedrich Obermüller ein Verzeichnis der Eltern „so ihre Kinder gut oder schlecht erziehen“ und figurierte die „Ursula Hebelin, Wittib“ am 12. April 1771 nicht auf der Seite der fünf gelobten?⁵ In Basel wurde über die Hebelin kaum Buch geführt und jenseits der Schulstube dürfte das Interesse an dem Sohn einer Bediensteten klein gewesen sein. 14 475 Menschen zählte man bei einer Volkszählung im Jahr 1779 in der Stadt, davon waren rund 20% Dienstboten.⁶ Zur Zeit von Hebels Geburt dürfte dies kaum anders gewesen sein.

Mit anderen Worten: Es hat auch seine Vorteile, nicht zu den stadtbekanntesten Familien zu gehören, auf deren Nachwuchs aller Augen ruhen. Allerdings haben wir, was diese frühe Basler Zeit betrifft, von Hebel nicht viel mehr, als was uns die „Erinnerung an Basel“ suggeriert. Mündlich ist überliefert, dass er im Pfarrhaus St. Peter, also beim Petersplatz, wo

⁴ Zwei Jahre vor seinem Tod schreibt er seinem Freund Haufe: „*Es ist gar herrlich, so etwas vagabundisches in das Leben zu mischen. [...] Man fühlt doch auch wieder einmal, daß man der Erde nicht angehört, und daß ma[n] ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Ast sitzen kann.*“ Briefe II, S. 717. Eine vergleichbare Stelle findet sich auch in „Baumzucht“, im Kalender des Jahres 1811. Johann Peter Hebel. Sämtliche Schriften II und III. Kritisch herausgegeben von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff. Karlsruhe 1990 (zit. Schriften), Schriften II, S. 277.

⁵ Wilhelm Altwegg: Johann Peter Hebel. Frauenfeld, Leipzig 1935, S. 22.

⁶ Hans Berner, Claudius Sieber-Lehmann, Hermann Wiechers: Kleine Geschichte der Stadt Basel. Leinfelden-Echterdingen 2008, S. 138.

eine kinderreiche Pfarrfamilie lebte, ein und aus ging.⁷ Der nie gehaltenen Antrittspredigt aus dem Jahr 1820 können wir zudem entnehmen, dass es ihm und seiner Mutter in Basel materiell gut ging, während jeweils im Winterhalbjahr in Hausen eine kargere Zeit anbrach:

„Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in den vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein.“⁸

Natürlich suggeriert dieses Zitat noch etwas anderes, nämlich die soziale Differenz, die der begabte Knabe wahrgenommen und gespürt haben muss, als er in der Münsterschule neben Söhnen der Mivilles und jenen anderer wohlhabender und stadtbekannter Familien die Schulbank drückte.⁹

Ich finde es übrigens bemerkenswert, dass in den Gedichten des Pädagogen Hebel Kinder, so sie überhaupt erscheinen, eine klar definierte Rolle spielen. Wenn sie nicht gerade schlafen, wie in „Die Mutter am Christabend“ oder im „Gewitter“, sind sie in erster Linie aufmerksame Zuhörer der erzählenden Erwachsenen. Sie werden belehrt und im richtigen Verhalten unterwiesen wie im „Karfunkel“, in „Der Mann im Mond“, im „Habermus“ oder in „Agatha an der Bahre des Paten“. Allein unterwegs ist zwar „Der Knabe im Erdbeerschlag“, doch selbst der ist nicht unbeobachtet, wie sich herausstellt. Wie wunderbar befreit ist dagegen das Kind im Erwachsenen, das Kind in der „Erinnerung an Basel“.

Dieses Gedicht gehört übrigens nicht zur Sammlung der 1803 erschienenen Alemannischen Gedichte. Hebel hat es erst 1806/7 geschrieben. Und offensichtlich hatte es in seinen Augen eine Sonderstellung. Denn es fand auch später nie Eingang in die Sammlung, auch nicht in die Ausgabe letzter Hand aus dem Jahre 1820, in die Hebel immerhin noch ein Dutzend später verfasste Gedichte integriert hat, unter anderem „Der Schwarzwälder im Breisgau“, der in Ton und Rhythmus wie ein siamesischer Zwilling des Basler Gedichtes wirkt. Sie kennen es bestimmt: „Z’Müllen an der Post, Tausigsappermost! Trinkt me nit e guete Wi!

⁷ So bei Liebrich, Hebel und Basel, S. 31.

⁸ Johann Peter Hebel: Werke. Hrsg. von Eberhard Meckel. Eingeleitet von Robert Minder. Zwei Bände. Frankfurt a. Main: Insel Verlag 1968 (zit. Insel-Werkausgabe), Bd. 1, S. 500f.

⁹ Liebrich, Hebel und Basel, S. 26.

Goht er nit wie Baumöl i, z'Müllen an der Post! Z' Bürglen uf der Höh, nei, was cha me gseh! [...]“ Und so weiter.¹⁰

Aus heutiger Perspektive mag seine Entscheidung deshalb erstaunen. Diese beiden Gedichte hätten doch zusammengehört. Wenn man die Alemannischen Gedichte als Komposition betrachtet, ist sie nur konsequent. „Erinnerung an Basel“ war zu sehr ein Stadtgedicht, als solches zu uneingeschränkt positiv und darüber hinaus viel zu persönlich, um in dieser Sammlung, die dem Wiesental und seinen Bewohnern zugeordnet war, einen Platz zu haben.¹¹ Die siamesischen Zwillinge mussten getrennt werden, denn der glückliche städtische Gassenjunge passte nun einmal nicht zum „Wälderbüblein“, wie Hebel seine Gedichte in Briefen nannte.¹² Der Blick auf ein anderes Stadtgedicht, an dem Hebel trotz ausgesprochen prominenter Kritik festgehalten hat, mag das verdeutlichen.

III. „Me meint in der Stadt seig alles sufer und glatt“ – Basel in den Alemannischen Gedichten

„Jo weger, me meint in der Stadt seig alles sufer und glatt“, geben die Marktfrauen im Gedicht „Die Marktweiber in der Stadt“ zu bedenken, während sie auf dem Marktplatz vor dem Rathaus ihre Waren ausrufen.¹³ Auch wenn Basel im Gedicht nicht namentlich erwähnt wird, ist klar, dass es sich um Basel handeln muss, das unbestritten das wirtschaftliche Zentrum im oberrheinischen Raum war.¹⁴ Der Gang nach Basel, um Waren zu bringen oder auf dem Land nicht Erhältliches zu holen, war in der Region rund um Basel selbstverständlich und bildet sich ebenso selbstverständlich in den Gedichten und Texten Hebels ab.¹⁵

¹⁰ Johann Peter Hebel: Alemannische Gedichte. Vollständige Ausgabe nach der Auflage von 1820. Lahr 2005 (zit. Alemannische Gedichte), S. 103.

¹¹ Am 8. Februar 1802 schreibt Hebel, dass er mit den Alemannischen Gedichten die moralischen Gefühle seiner Landsleute anregen, ihren Sinn für die schöne Natur um sie herum nähren, veredeln und teils auch wecken wolle. Briefe I, S. 121. Wilhelm Altwegg wies zudem darauf hin, dass das Gedicht wohl auch zu persönlich gewesen sei, um in den Alemannischen Gedichten einen Platz zu haben. Altwegg, Hebel, S. 148.

¹² Vgl. die Briefe an Hitzig: Ende Sept.-Anfang Oktober 1802, Anfang-Mitte November 1802 und 5.12.1802. Briefe I, S. 139, 142, 148.

¹³ Im Folgenden zitiert nach Alemannische Gedichte, S. 33f.

¹⁴ Liebrich, Hebel und Basel, S. 44f. Kleine Geschichte der Stadt Basel, ab S. 112.

¹⁵ Manchmal wird die Stadt namentlich erwähnt, wie in der „Vergänglichkeit“ oder in der „Häfnet Jungfrau“, wo beschrieben wird, dass die abhängigen Landleute für die eitle Tochter der Zwingherren „go Basel müeßen oder no wifers, Salbe hole, das und deis zum Wäschen und Strehle“, was die Stadt als Ort der potentiellen Verirrung und des eitlen Lebens exponiert. In anderen Gedichten erscheint Basel schlicht als „die Stadt“, zu der

Also doch ein Stadtgedicht in den Alemannischen Gedichten, werden Sie denken. Ja, aber eines, welches das Land nur umso glänzender und strahlender erscheinen lässt. Die ersten Strophen sind ein einziger Lobgesang auf das Landleben. Die Landfrauen preisen das einfache und gottgefällige Leben der Landleute, von dem sich die Städter in ihrer Bequemlichkeit abzuwenden scheinen. Während sie schon längst auf den Beinen sind und Gottes Wirken im Erwachen der Natur schauen, heißt es über die Städter:

*Und innewendig am Tor
 het menge d' Umhäng no vor,
 er schloft no tief, und 's traumt em no.
 Und ziehn sie der Umhang fürs,
 ‚Chromet schwarzi Chirsi!‘,
 se simmer scho alli do.*

Dass sie, obwohl sie ihr Brot ehrlich verdienen, mit Herablassung behandelt werden, schmerzt die Marktweiber und während man sich selbst einschränken und sozusagen jeden Rappen umdrehen muss, wissen die reichen Städter nicht, wohin mit ihrem Geld: „Rich sin sie, 's isch kei Frog, 's Geld het nit Platz im Trog.“ In diesem Gedicht ist eine beachtliche soziale Spannung spürbar, die bei Hebel überrascht.¹⁶ Die Arroganz der oberen Schichten, die ungleiche Verteilung des Besitzes und das luxuriöse Leben werden von den Marktfrauen mit Widerwillen und auch einer gewissen Portion Neid („Chib“) registriert: „Und erst der Staat am Lib! Me chas nit seh vor Chib. Lueg numme die chospere Junten a!“

Kein Wunder reagierte Goethe, der die Alemannischen Gedichte begeistert rezensierte, auf dieses Gedicht leicht pikiert. Er fand es nicht geglückt, „da die Marktweiber den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen“, und rät dem Verfasser, es nochmals vorzunehmen und „einer wahrhaft naiven Poesie zuzuführen“.¹⁷ Immerhin waren im Gefolge der napoleonischen

man geht oder von der man kommt, wie in „Der Statthalter von Schopfheim“ oder in „Die Marktweiber in der Stadt“.

¹⁶ Dabei habe ich Ihnen die von Hebel revidierte Fassung vorgelesen, ursprünglich hieß es in der letzten Strophe nämlich noch etwas angriffiger und aggressiver: „Jo wedelet numme, d' Stroß isch breit, mit eue Junten! I thätich – ‚Chromet zarti Retich!‘ i hätt schier gar näumis gseit.“ Zit. nach Altwegg, Hebel, S. 135.

¹⁷ Zitiert nach der Insel-Werkausgabe, S. 502.

Feldzüge allerorten in Europa Freiheitsbäume aufgerichtet worden, 1798 auch auf dem Münsterplatz in Basel, und so manchem Angehörigen der Oberschicht dürfte beim Gedanken an französische Zustände nicht mehr wohl in seiner Haut gewesen sein.¹⁸

Johann Peter Hebel verändert das Gedicht trotzdem nur geringfügig. Städtische Überheblichkeit zeigt sich übrigens auch an anderer Stelle in den Alemannischen Gedichten, aber feinsinniger und mit Humor. In „Geisterbesuch auf dem Feldberg“ lässt Hebel einen Städter zu Wort kommen, der von seiner Begegnung mit dem Dengelegeist erzählt. Auf dessen Frage, ob er ihm denn nicht helfen könne, Heu für sein Vieh auf dem Stern zu mähen, muss er, allerdings nicht ohne falschen Stolz, eingestehen, dass er beim besten Willen dazu nicht der geeignete Mann sei:

*[...] d'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechne und schribe,
zähle Geld sel chönner mer, und messen und wäge;
laden uf, und laden ab, und essen und trinke.*

*Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
s' lauft in alle Gassen, es rueft an allen Ecke:
Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Rüebe, Peterliwurze!*

[...]

Alles für baar Geld und alles für Zucker und Kaffe...

Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel, wie schmeckts der?

– worauf der Engel lächelnd antwortet: „Schwetz mer nit so närsch“. ¹⁹ Zu einer kleinen Spitze gegen die offensichtlich nicht so tadellose Stadtluft kommt es am Ende des Gedichtes, wenn der Städter den Engel zur Weihnachtszeit auf ein Glas Hypokras einlädt und meint: „d' Sterneluft isch rau, absunderlig nebe der Birsig“, floss dieser Bach damals doch noch offen durch die Stadt und führte allerlei Abwasser und stinkende Fäkalien mit sich.

¹⁸ Kleine Geschichte der Stadt Basel, S. 150

¹⁹ Alemannische Gedichte, S. 97.

IV. Johann Peter Hebel und die Basler – einige Müsterchen

So uneingeschränkt Johann Peter Hebel die Stadt Basel liebte, gegen ihre Bewohner hatte er, so scheint es, dann und wann seine Vorbehalte. Am 20. August 1815, kurz vor der Kapitulation der französischen Festung von Vauban in Hüningen, deren Aufgabe es war, Basel und die Eidgenossenschaft politisch und militärisch in Schach zu halten, schreibt Hebel an Hitzig:

„In Basel mag sich ietzt viel Angststoffgas entwickeln. Etwas daran gönne ich ihnen und möchte – an deiner Seite – gerne eine Stunde drinn seyn und die iammervollen Kyrie eleisa hören. Aber leid wäre es mir, wenn der Stadt selbst ein Leid geschähe, in der ich gebohren bin, und zwar iust in der Santehans ni fallor n. 14, das 2te Haus vor dem Schwiebogen, und wo ich viel gutes genossen und wo wir manches proteusische Stündlein verbracht haben.“²⁰

Eine gewisse Animosität ist hier unüberhörbar. Ein Anlass, auf den sich das zurückführen lässt, ist zweifellos die ganze Geschichte rund um den Druck der alemannischen Gedichte, für Hebel eine Kränkung, die er wohl auch Jahre später nicht ganz verwunden hat.

Wie hatten sich doch seine Freunde darum bemüht, die Alemannischen Gedichte in Basel drucken zu lassen. Bei der Lektüre der Briefe aus dieser Zeit lässt sich das Auf und Ab von Hoffnung und Entmutigung nacherleben.

*„Dunderschiß, han is denn nit gseit,
aß der Haas keini Eier leit!“²¹*

schreibt Hebel am 6. April 1802 launig an Günttert, nachdem sich herausgestellt hatte, dass sich der Basler Buchdrucker Haas nicht auf das Verlagsgeschäft versteht. Nun ist Hitzig beim Basler Buchhändler und Verleger Samuel Flick umso mehr gefordert. Aber, was zuerst ganz gut aussah, wurde zur großen Enttäuschung. Flick traute den Alemannischen Gedichten offensichtlich den Erfolg nicht ganz zu und wollte auf Nummer sicher gehen. Hatte er in den Verhandlungen mit Hitzig noch 150 Subskribenten verlangt, bedingte er sich vertraglich

²⁰ Briefe II, S. 600.

²¹ Briefe I, S. 129.

gegenüber Hebel doppelt so viele aus. 300 sollten es nun sein und von einem Honorar an den Autor war in dem Vertrag auch keine Rede.²² Hebel zog sich enttäuscht zurück und verlegte seine Gedichte bei Macklot in Karlsruhe.

Dass Flick dann aber den Magen hatte, nach deren Erscheinen ein Nachahmerwerk von Ignaz Fellner, einem Verehrer Hebels, herauszubringen, und zwar unter dem frechen Titel „Neue Alemannische Gedichte“, dürfte Hebels Verärgerung verstärkt haben. Zumal Fellner auch bei ihm abgekupfert hatte.²³

Die Basler zeigten wenig Mut, dafür umso mehr Geschäftssinn. Als sich bei den Alemannischen Gedichten der Erfolg einstellte, waren sie schnell mit von der Partie. Schon im Frühjahr 1803 kann Hebel an Hitzig eine ansehnliche Bestellung von Flick vermelden.²⁴ Auch Buchdrucker Haas ist findig genug und lässt sich, wenn er es schon selbst nicht kann, wenigstens von Hebel Eier legen. Mit einer Gipsbüste des Dichters macht er gute Geschäfte. 1807 schreibt Hebel dazu an Hitzig:

„Wie ich höre, verkauft mich Haas in Basel für 6 Livr. in Gyps. Kaufe ihm doch (aber ia auf meine Rechnung) ein Exemplar für mich ab. Es ist ganz baslerisch, daß er ohne mein Wissen Handel mit mir treibt und daß ich mich selber bey ihm kaufen muß, wenn ich mich haben will, statt daß er mir mit Ehren und ohne Schaden einige Abgüsse hätte zuschicken wollen.“²⁵

Der baslerische Geschäftssinn spiegelt sich also nicht ganz zufällig auch in den Kalendergeschichten. Hebel konnte diesbezüglich durchaus eigene Münsterchen beisteuern. Wie meint doch die schlaue Wirtin süffisant in „Teures Spässlein“ auf die schalkhafte Bitte eines Gastes, man möge ihm zu seinem sauren Bier doch etwas Öl und Salat bringen: „[...]in Basel kann man für Geld alles haben“, und setzt ihm tatsächlich einen Teller voll „zarter Cucümmerlein aus dem marggrävischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten, wie

²² An Hitzig am 4. Juli 1802, Briefe I, S. 135.

²³ Altwegg, Hebel, S. 131f.

²⁴ „Flick beißt stark an, wenn nur die Zähne gut sind. Ich habs ihm, nachdem ich so kurz mit ihm abgebrochen hatte, nicht zugetraut.“ Anfang März 1803 an Hitzig, Briefe I, S. 161. Flick hatte später mit Hebel durchaus ein gutes Einvernehmen. Die Ausgabe letzter Hand aus dem Jahre 1820 erschien bei Sauerländer in Aarau, einer ehemaligen Filiale von Flick.

²⁵ Briefe I, S. 345.

Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöhl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: ‚Ist’s gefällig?’ [...] und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.“²⁶

Doch verlassen wir nun diese auch humorvolle Seite des Themas „Johann Peter Hebel und Basel“ und lassen Sie uns zu einer tieferen und dunkleren Schicht seiner Beziehung zu unserer Stadt vordringen.

V. Basel und der Tod – ein familiäres Memento Mori

*Fast allmol, Aetti, wenn mer’s Röttler Schloß
so vor den Auge stoht, se denki dra,
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
wie länger as me’s bschaut.*²⁷

So spricht der Sohn zum Vater im berühmten Gedicht „Die Vergänglichkeit“ beim Anblick der Ruine von Rötteln. Basel wird gleich mehrfach zu einem Mahnmal der Vergänglichkeit, über die zu Beginn aufgerufenen berühmten Basler Totentanzbilder, über den Kreuzgang des Münsters als Grabstätte bedeutender Basler und über die Vision des Untergangs der Stadt am jüngsten Tag.

Als Hebel zur Welt kam, befand sich zwischen der Predigerkirche und seinem Geburtshaus in der St. Johannis Vorstadt noch ein Gottesacker mit einer 60 Meter langen und 2 Meter hohen Mauer. Auf der Innenseite der Mauer war bis zu ihrem Abriss 1805 der Fries des Basler Totentanzes mit fast lebensgroßen Bildern zu sehen, entstanden um 1440 und später mehrfach und nicht zum Vorteil des Originals restauriert. Heute erinnert nur noch der Name des Platzes, Totentanz, daran.²⁸ Im Herbst 2013 wurde zu Allerheiligen seine historische

²⁶ Schriften II, S. 265.

²⁷ Alemannische Gedichte, S. 77.

²⁸ Zur Geschichte des Basler Totentanzes, vgl. Franz Egger: Basler Totentanz. 2. Auflage. Basel: Friedrich Reinhardt Verlag 2009, ab S. 25.

Aura durch eine aufsehenerregende Video-Installation von Peter Greenaway für kurze Zeit wiederbelebt: „The Dance of Death – Der Tanz mit dem Tod. Ein Basler Totentanz.“ Ganz unbeachtet blieb in diesem Zusammenhang, dass sich vor mehr als zweihundert Jahren mit Hebel auch ein einstiger Bewohner der Stadt und früher Anwohner des Platzes Gedanken zu einer Modernisierung des Totentanzes gemacht hat. 1787, zu dieser Zeit am Pädagogium in Lörrach und wohl auch öfters wieder in Basel, notierte sich Hebel Ideen zu Totentanz-Zeichnungen:

„Der Tod modernisiert. Statt des Stundenglases hält er eine Taschenuhr und sieht nach dem Zeiger. Statt der Sense eine Kugelbüchse im Arm. Etwa auch als Jäger gekleidet (Letztes schon eine alte Idee. Psalm 91) Etwa auch ein paar Krankheiten als Faßhunde um ihn her. Doch wären diese schwer zu charakterisieren, daß sie kenntlich wären.“²⁹

Hebel skizziert mit Worten sieben Bilder, deren erstes den Tod eines Säuglings darstellt. Während dieses erste Bild noch dem Vorbild nachempfunden ist, der Tod wiegt das Kind freundlich in den ewigen Schlaf, distanzieren sich die folgenden Bilder deutlich davon und irritieren durch ihre Gewalttätigkeit. Der Tod nimmt die Menschen nicht einfach an der Hand und führt sie aus dem Kreis der Lebenden, sondern er hetzt sie zu Pferde, macht aktiv Beute und gibt seinen Opfern schon einmal mit dem Flintenkolben oder dem Waidmesser den Rest, wenn ein Schuss seine Wirkung verfehlt. Hier wird der Basler Totentanz von Bildern aus der Offenbarung des Johannes, in der der Tod auch als grausamer Reiter erscheint, überlagert. Der Übergang vom Leben in den Tod ist in Hebels Version entsprechend brutal. Erst mit dem letzten Bild, im Totenreich selbst, kehrt Frieden ein.

In der fünften Bildbeschreibung gibt es allerdings einmal ein Entkommen:

„Rettung. Der Jäger zielt. Will losdrücken. Eben zur rechten Zeit gießt ihm der Arzt Mixtur auf die Zündpfanne, daß's nicht losgeht.“³⁰

²⁹ Johann Peter Hebels Werke, hrsg. v. Wilhelm Altwegg (Atlantis-Ausgabe). Zürich 1958 (zit. Werke), Bd. I, S. 396f.

³⁰ Werke, Bd. I, S. 396f.

Es fällt nicht schwer, die imaginierten Totenbilder mit Hebels familiärer Geschichte zu verbinden, ist sie doch auch der dunkle Grund, auf dem das Gedicht „Vergänglichkeit“ entstanden ist. Der Tod eines Säuglings, die Krankheiten, die wie Jagdhunde den Jäger umgeben und jederzeit zuschlagen können, so wie sie es in Hebels Familie drei Mal getan haben. „Geschwind leben. Der Jäger jagt seinen Mann Parforce durch die Gefilde des Lebens. Fast hat er ihn. Die Mittagssonne ist am Himmel“³¹, – ein verfrühter Tod also, wie der Tod von Hebels Vater mit 41 Jahren.

Eine Mixtur, die verhindert, dass es losgeht, gibt es nur in der imaginären Wunscherfüllung des Zurückgebliebenen. Es gab sie weder, als die neugeborene Schwester und der Vater sich mit Typhus ansteckten, noch als seine Mutter 1773 schwer erkrankte. Zwei Mal misslang der Versuch vor dem tödlichen Zugriff der Krankheit aus der Stadt in die gesündere Landluft nach Hausen zu fliehen. Vater und Schwester starben dort, die Mutter unter den Augen ihres Sohnes auf dem Weg zwischen Brombach und Steinen, also an genau jener Stelle, wo auch das Gespräch zwischen Vater und Sohn in der „Vergänglichkeit“ stattfindet. Basel und der Tod, das ist für Hebel mehr als der Basler Totentanz und der Kreuzgang des Münsters. In Basel haben sich Vater, Mutter und Schwester den Tod geholt. Die Bilder des Basler Totentanzes haben sich Hebel so unauslöschlich eingebrannt, weil er ihm früh eigene Bilder hinzufügen musste. Mit der „Vergänglichkeit“ hat er seinen persönlichen Totentanz dichterisch verarbeitet.³²

Den Tod des Vaters und der Schwester hat der damals einjährige Hebel nicht bewusst erlebt. Ein Vater oder Geschwister mögen ihm später immer wieder schmerzlich gefehlt haben. Beim Tod der Mutter war er jedoch dreizehn Jahre alt. Mit diesem Verlust zerbricht alles, was ihm Familie und Heimat war und sein konnte. Sie und er, sie beide waren das Ganze, etwas Anderes kannte er nicht. Wie wichtig die Mutter für Hebel war, bezeugen Briefstellen, aber auch Traumnotizen, in denen sich der mütterliche Einfluss und die mütterliche Dominanz eindrücklich zeigen. Hebel verliert mit ihrem Tod nicht allein die mütterliche

³¹ Ebenda, S. 397.

³² Nicht nur, wo es thematisch nahe liegt, wie in der „Vergänglichkeit“, sondern auch in Briefen können Totentanzbilder relativ unvermittelt auftauchen, zum Beispiel, wenn Hebel seinem Freund Schneegans gegenüber klagt, dass er seine aktuelle Adresse nicht habe: „[...] so bin ich übler dran, als der Blinde im Basler Todentanz, dem das Hündlein abgeschnitten ist.“ Briefe I, S. 268.

Zuwendung und Fürsorge, sondern auch sein Elternhaus in Hausen und seine gewohnte Umgebung, zu der Basel selbstverständlich gehörte. Mag das Leben des Junggesellen in Karlsruhe, abgesehen von seiner erstaunlichen beruflichen Karriere, im Privaten wenig spektakulär und ereignisarm verlaufen, die tiefe Bruchstelle in seiner Jugend ist in ihrer Bedeutung für den Dichter nicht hoch genug einzuschätzen.

VI. Heimkehrerphantasie

Aber der Theologe Hebel ist kein Dichter der Zerstörung. Er fügt das Zerbrochene und das Getrennte wieder zusammen. Das Grab ist nicht Endstation: „Sel Plätzli het e gheimi Thür, und 's sin no Sachen ehne dra.“³³ So endet der „Wegweiser“ und zeigt in eine zweite Welt. Auch das letzte Bild seines persönlichen Totentanzes aus dem Jahr 1787 ist versöhnlich und in der „Vergänglichkeit“ lässt der Vater den zunehmend verstörten Sohn nicht mit dem Bild der verbrannten Erde und der vernichteten Stadt zurück. Die Welt hat ihr tröstliches Pendant im Himmel, wo die schon Heimgegangenen auf die Nachkommen warten.³⁴

Wenn man sich diesen bei Hebel immer wieder aufgerufenen, tröstlichen Übergang ins visionär gestaltete Jenseits vor Augen führt, erstaunt es nicht, dass er auch in seinem persönlichen Leben die Sehnsucht verspürte, die existentielle Bruch- und Trennstelle, die der Tod in seiner Jugend aufgerissen hat, wenigstens imaginär zu überwinden. Dass sein lang gehegter Wunsch nach einer Landpfarrei im Oberland sich in den Jahren vor seinem Tod zur Heimkehrerphantasie wandelt, sehe ich in diesem Kontext. In den Briefen entwirft er immer neue Varianten davon. 1823 klagt er Gustave:

*„Wenn nur das große Loos einmal käme, daß ich mir in Hausen ein Häuslein neben dem Jobbek Friderli bauen, und alle Wochen einmal mit meinen Schimmeln, die ich aber noch nicht habe, nach Weil fahren könnte. Im Winter wohnte ich in Basel, an dem San[te]hans, damit ich immer hinüber schauen könnte, [...]“*³⁵

³³ Alemannische Gedichte, S. 118.

³⁴ Vgl. dazu auch Ueli Däster: Johann Peter Hebel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1973, S. 65 ff.

³⁵ Am 30. Oktober 1823 an Gustave Fecht. Briefe II, S. 703.

In seiner Phantasie gehören die Stadt und das Land selbstverständlich zusammen. Die einst getrennten siamesischen Zwillinge, der Gassenjunge und das Wälderbüblein, wären endlich vereint und eine ursprüngliche Totalität wiederhergestellt. Zwei Jahre später, nur ein Jahr vor seinem Tod, wechselt er keck vom Konjunktiv in den Indikativ und schreibt bestimmt:

„In noch 5 Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim, vor dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus. Selbiges Häuslein kauf ich alsdann um ein par Gulden – aber ich bin kein Burger! – also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein und Nachmittag nach Weil wie der alte Stickelberger im Schaf. Ich lachte lange über meine Freunde, wenn sie meinten, ich könne es nimmer auf dem Lande gewöhnen. Aber ietzt kommts mir selber so vor, seit dem ich mit goldenen Löffeln esse, und den Caffé mit dem Hut unter dem Arm trinke, und alle Sonntage in die Cour fahre.“³⁶

Bemerkenswert an dieser Briefstelle ist für mich weniger, dass Hebel, nach immerhin fast 35 Jahren ohne Unterbruch in Karlsruhe, zum Städter geworden ist. Aufhorchen lässt vielmehr, dass Hebel nicht phantasiert, sein einst veräußertes Elternhaus in Hausen zu kaufen, sondern das Basler Geburtshaus in der St. Johannis Vorstadt. Das Elternhaus in Hausen war doch bis zum Tod der Mutter eine feste und unverrückbare Größe im Jahreszyklus von Mutter und Sohn. Warum liegt ihm in dieser Phantasie das Geburtshaus näher, wo die Familie schon im Jahr nach Hebels Geburt anderweitig einquartiert gewesen sein muss.³⁷

Für mich gibt es dafür vor allem eine Erklärung: Der Gedanke einer Heimkehr an den Ort der Geburt ist mehr Poesie als ernst gemeinte Absicht und poetische Bilder sind immer komplex und vielschichtig. Der Wunschtraum von der Heimkehr, sei es nun nach Basel oder nach Hausen, ist zudem nicht nur Hebels Altersphantasie, sondern war so existentiell, dass er

³⁶ Am 16. Januar 1825 an Gustave Fecht. Briefe II, S. 730.

³⁷ Liebrich, Hebel und Basel, S. 22. Denn seine Schwester Susanna wurde nicht wie Johann Peter in der Peterskirche, sondern in der Theodorskirche im Kleinbasel getauft, was auf einen andern Wohnsitz schließen lässt. Wie oft die Mutter mit dem Sohn noch in der St. Johannis-Vorstadt einquartiert war, wissen wir nicht. Da der Besitzer des Hauses Taufpate von Johann Peter war, ist es allerdings naheliegend, dass dieser die Witwe mit ihrem Sohne auch später nach Möglichkeit aufgenommen hat.

ohne ihn kaum zu dem Dichter geworden wäre, den wir so schätzen. Denn auch aus dieser Sehnsucht sind die Alemannischen Gedichte entstanden.

Die Grenze zwischen Dichtung und Leben ist durchlässig und so taucht das Heimkehrermotiv in Hebels Werk wiederholt auf. „Der Bettler“ aus den Alemannischen Gedichten steht dem antiken Vorbild „Odysseus“ besonders nahe. Ein Kämpfer und Soldat tritt wie einst Odysseus in der Gestalt eines Bettlers vor seine treue Geliebte und wird zuerst nicht wiedererkannt. Dieses Moment der Entfremdung, des Nicht-Wiedererkennens, bevor sich die einst durch Gewalt oder Not Getrennten wiederfinden, kennzeichnet auch zwei Kalendergeschichten, die, wie ich meine, eine berührende biographische Tiefenschicht haben, weil sie an die Eltern Hebels denken lassen, deren einfacher Herkunft und deren Status ein Denkmal gesetzt wird.

„Lange Kriegsfuhr“, aus dem Kalenderjahrgang 1812, erzählt die Geschichte des Knechts Jobbi, der wohl nicht ganz zufällig an den Vater und Herrendiener des Maiors Iselin-Ryhiner, Johann Jakob Hebel, erinnert.³⁸ Knecht Jobbi kommt im Dreißigjährigen Krieg seinem Meister mitsamt vier Rossen unfreiwillig abhanden und dient verschiedenen Herren auf den Schlachtfeldern Europas, bis er als gemachter und reicher Mann zurückkehrt, ohne seine Treue und charakterliche Redlichkeit eingebüßt zu haben. „Franziska“, aus dem Kalenderjahrgang 1814, berichtet von einer Waise aus einem Dorf am Rhein, die als Magd in Rotterdam ihr Glück und Auskommen sucht und durch eine glückliche Fügung als vornehme Dame zu ihrem Bruder zurückkehrt, um noch einmal ihn und die Heimat zu sehen. Beide Figuren erleben einen sozialen Aufstieg. Zunächst nicht wiedererkannt, erweisen sie sich auf den zweiten Blick noch als dieselben, als die sie die Heimat einst verlassen haben. Denn es ist ihre tiefe Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, mit der sie selbst ihr Glück geschmiedet haben.

Dieser Aspekt spielt auch bei Hebels persönlicher Heimkehrerphantasie eine Rolle. Aus dem Kind von Dienstboten und dem verkannten Bittsteller bei Haas und Flick ist ein berühmter Dichter und Kirchenmann geworden. Mit der Vorstellung einer Heimkehr in die Stadt seiner Kindheit und mit der Phantasie des käuflichen Erwerbs seines Geburtshauses war wohl auch

³⁸ Schriften II, S. 313.

eine gewisse Genugtuung verbunden, es zu etwas gebracht zu haben und die einstige Förderung durch das Legat des Dienstherrn der Eltern mehr als gerechtfertigt zu haben.

Johann Peter Hebels Heimkehrerphantasie ist aber so vielschichtig wie die Rolle Basels in seinem Werk und so kehrt darin auch der letzte Aspekt wieder, von dem in meinem Vortrag die Rede war. Der Ort des Geburtshauses war zu Hebels Kindertagen tatsächlich von der Friedhofsmauer und dem Totentanz überschattet und erhält schon allein dadurch eine starke bildhafte Qualität, die dem Platz heute noch anhaftet. Es ist ein ambivalenter Ort, an dem sich Anfang und Ende berühren. Auch deshalb, denke ich, zieht es Hebel, der in seinen letzten Jahren mehr und mehr von Krankheit und Unwohlsein gezeichnet war, in Gedanken dorthin zurück. Schon im Dezember 1825 meint er hellsichtig: „Ich werde in diesem Leben nimmer viele Rosen zu pflücken haben.“³⁹ Das Leben hat sich erfüllt und das Ende naht. Heimkommen bedeutet für den gläubigen Hebel auch, in seiner zweiten, geistigen Heimat ankommen und das einst Verlorene wiederfinden oder, wie der Vater in der „Vergänglichkeit“ mit Verweis auf die himmlische zweite Welt seinen Sohn tröstet:

*[...] und 's isch der wohl und findsch der Aetti dört, wenn Gottswill isch, und 's Chüngi selig, d'Mutter. Oebbe fahrsch au d'Milchstroß uf in di verborgen Stadt [...].*⁴⁰

Dieser Vortrag wurde gedruckt in:
Hebelbund Lörrach. Jahresschrift 2014, Heft Nr. 59, S. 5-23.

³⁹ Briefe II, S. 740.

⁴⁰ Alemannische Gedichte, S. 80.